

Leseprobe

Barbara Peveling
Gewalt im Haus
Intime Formen der Dominanz

Edition Nautilus, Hamburg 2024
ISBN 978-3-960-54376-3

S. 22-35



Buch für jeden Mann, der einer Frau ins Wort fällt. Ich schreibe dieses Essay für jeden Mann, der Chef sein will, der Chef sein muss, der den *Big Man* spielt, egal ob er will oder nicht anders kann. Ich schreibe dieses Buch für jeden Mann, der sich vornimmt, anders zu sein, anders als sein Vater zu sein, als sein Bruder, sein Onkel, als der Nachbar, als einer dieser vielen Männer, die Frauen unterbrechen, weil sie es besser wissen, die Frauen spüren lassen, dass Männer es besser wissen, dass Frauen für sie *down*³⁰ sind, für Männer, die Bemerkungen über das Einparken fallen lassen, die Witze machen, mit denen sie männliche Überlegenheit ausdrücken, die Frauen anfassen, ohne dass diese angefasst werden wollen, wütend sind, weil diese nicht angefasst werden wollen, ihre Wut runterschlucken oder nicht. Ich schreibe diesen Text für die Männer, die schon einmal unter anderen Männern gelitten haben, weil sie nicht mithalten konnten, mit dem Trinken, beim Sport, bei diesem tagtäglichen Wettkampf der toxischen Virilität. Ich schreibe dieses Essay für alle, die dem Hashtag #NotAllMen folgen, denn ja, selbstverständlich sind es nicht alle Männer, die schlagen, töten, erniedrigen, die Gewalt anwenden. Nicht alle Hunde beißen, nicht alle Frauen haben Misogynie erlebt oder würden sagen, sie hätten sie erlebt, aber solange es Menschen gibt, die aufgrund des ihnen zugeschriebenen oder von ihnen gewählten Geschlechts von anderen Menschen unterdrückt werden, solange gesellschaftliche Strukturen existieren, die dazu führen, dass Menschen unterdrückt werden, geht dies uns alle an. Denn nicht zuletzt schreibe ich für meinen Vater, der Täter wurde, weil er Opfer war, und der am Ende schließlich doch wieder auch nur Opfer war. Ich schreibe, damit es keine Opfer mehr gibt, denn ohne Täter keine Opfer, oder umgekehrt. Ich schreibe.

Honeymoon

Das geht so lange, bis das Klima der Spannung wieder aufgebaut ist. Wann hatte die Therapeutin diesen Satz zu mir gesagt? Auf welche Erzählung von mir war dies ihre Antwort? Welche meiner Erinnerungen waren der Auslöser für diese Worte gewesen?

Honeymoon, hatte sie gesagt, ein Mond voller Honig, eine Lunation des Glücks, die sich immer wieder selbst erneuert, aber nicht von Dauer ist, flittert und flirrt, wie das Lied der Liebenden, gehört zum sogenannten Teufelskreis häuslicher Gewalt. Ihre Worte aber ignorierte ich, indem ich einfach weitererzählte. Ich musste etwas loswerden, mein Leid abladen, dort in dieser Sitzung all das lassen, was mir unüberwindbar vorkam. Ich wollte ihre Praxis nach der Sitzung mit der Melodie der Hoffnung in meinem Herzen wieder verlassen, wie ein Kind, das an einer Serenette dreht.

Später habe ich Briefe geschrieben. Alle Mitglieder meiner Herkunftsfamilie bekamen einen Brief, in dem ich von meinem Wunsch nach Trennung sprach. Ich habe geschrieben, dass es schwer ist und ich es nicht mehr aushalte. Dass es einfach nicht mehr *geht*. Ich habe nicht geschrieben, helft mir, holt mich hier raus. Nur, dass es nicht weiter*geht*.

Was hatte ich erwartet, damals? Sicher etwas anderes als die wohlwollenden Antworten, die ich erhielt. *Ihr werdet sicher wissen, was zu tun ist*, stand da, *die richtige Entscheidung mit gereifter Überlegung treffen*, war auch zu lesen. Vielleicht war es für meine Familie bereits anstrengend, mir überhaupt darauf zu antworten, immerhin ging

es sie ja nichts an, sondern nur ihn und mich. So gingen sie wohl davon aus, ihr Bestes zu tun. Mehr *ging* nicht. Schweigen ist auch eine Haltung der Scham.

Was hätten sie getan, wenn ich geschrieben hätte: Ich bin kurz davor, mich umzubringen, bevor er mich umbringt, ich habe Angst, holt uns hier raus, bitte, helft mir, helft den Kindern, ich kann nicht mehr, wenn das so weitergeht, fahre ich mit den Kindern gegen den nächsten Baum.

Es fehlt an offiziellen Zahlen zu Selbstmorden von Frauen in Europa, die durch häusliche Gewalt provoziert wurden. Psychische Gewalt ist zwar strafbar, aber gerade in der Partnerschaft besonders schwer nachzuweisen. Würde man beispielsweise die Zahlen der Selbstmordopfer zu den bestehenden Opferzahlen hinzuaddieren, würde sich ein noch dramatischeres Lagebild häuslicher Gewalt ergeben, als dies bereits heute der Fall ist.

Vielleicht hätte man mich zu einer Behandlung bei einem Psychiater schicken sollen. Keine Gesprächstherapie, sondern Medikamente, die mich ruhigstellen, vor allem meinen Kopf. Niemand hat mich aus dem Haus geholt, niemand hat mich einliefern lassen, aber glaubt nicht, dass dies um meinetwillen nicht geschah. Wer hätte die Kinder versorgt, wenn nicht ich? Wer hätte die Care-Arbeit im Haus gemacht?

Die Worte der Therapeutin, *Honeymoon* oder *Klima der Spannung* oder *Krise*, sind mir im Ohr geblieben. Diese Hinweise auf zyklische Momente, auf einen wiederkehrenden Rhythmus, auf Phasen, wie bei einem Gewitter: Wachstum, Reife und Zerfall. Drei Phasen hat Lenore E. Walker auch für den Zyklus häuslicher Gewalt bestimmt: *Spannung* – *Krise* – *Honeymoon*. Ich fragte mich, ob dieses zyklische Geschehen vorhersehbar, vielleicht sogar kombinierbar und damit kontrollierbar wäre, wie die wiederkehrenden Töne einer Melodie.

Es gibt vieles, worüber ich bei der Therapeutin geschwiegen habe, viele Momente, die ich ihr nicht erzählen konnte, ohne mir der Scham und auch Schuld bewusst zu werden.

Die Kinder waren noch sehr klein und an diesem Abend besonders unruhig. Sie rannten immer wieder vom Restauranttisch in die Spielecke, und weil sie eben noch so klein waren, musste jemand mit ihnen in dieser Ecke sein, in der es nichts außer einem Fernseher gab, auf dem in einer Endlosschleife Disneyclips liefen. In dieser Ecke hockte ich, als die andere Mutter aus dem Kindergarten vorbeikam und mich ansprach. Gerade lief die Szene, in der Donald in einem Campingwagen durch eine Schlucht rast, dieses fahrende Haus, das sich nicht mehr bremsen lässt, und ich fragte mich, wie oft ich die Szene nun schon gesehen hatte. Wir tauschten nur wenige Worte aus, Smalltalk zwischen Müttern, über die Betreuerinnen, über die Verwaltung der Einrichtung, nichts von Bedeutung eigentlich, da stand er plötzlich neben uns und sagte etwas. Seine Stimme klang ziemlich genervt, es wäre ja mal wieder ein grausiger Abend hier, unmöglich, die Kinder unter Kontrolle zu bringen. Nicht nur ich, auch die andere Mutter zuckte zusammen, sein Tonfall war unmissverständlich, es war ihm deutlich anzuhören, dass er die Situation kaum mehr ertrug und dass er mich, seine Frau, für den misslungenen Abend, die lärmenden Kinder, die Unruhe, den fehlenden Spaß verantwortlich machte. Die andere Mutter entschuldigte sich lächelnd und ging. Mir wurde heiß vor Wut und vor Scham. Er ging zurück zum Tisch, ich folgte ihm und setzte mich. Er entschuldigte sich nicht, ich aber war bemüht, die Kinder doch noch ruhigzustellen, redete auf sie ein, aber selbstverständlich vergeblich, meine Stimme zitterte ja schon. Er sprach weiter mit diesem genervten Unterton, jetzt war das Stück Fleisch auf seinem Teller kalt geworden, weil er uns hatte suchen müssen. Später würde

er sagen: Ich wollte doch nur einen Moment für uns beide, und wie enttäuscht er darüber war, dass das nicht ging, dass wir keine ruhige Minute zusammen hatten, dass er nicht einmal in Ruhe zwei Sätze mit mir wechseln konnte. Dies war später seine Entschuldigung, da war die Spannung vorbei, die Krise auch, er sagte es im *Honeymoon*. Und er sagte noch viel mehr, vor allem, dass *das* nie wieder vorkommen würde. Aber noch saßen wir zusammen am Tisch, an dem sich die Spannung aufbaute, es kriselte auf uns herab, wie ein leichter Regenschauer, er grummelte vor sich hin und auf mich herab, *in seinen Bart*, wie man das bei Männern so sagt, ob sie einen Bart tragen oder nicht. Heute kann ich nicht mehr sagen, ob er einen trug oder sich für den Abend frisch rasiert hatte, aber nur wenig später, als die Kinder wieder aufgereggt durchs Restaurant liefen, stieg die Spannung weiter, sagen wir, das Grollen wurde lauter, bis plötzlich der Blitz einschlug. Vorher war da dieses aufgedrehte Kind, unser Kind, das am Tisch vorbeilief und ein Weinglas umkippte. Die Hälfte ging ihm auf die Hose. Ich wusste nicht, was ihn mehr ärgerte, der verschüttete Wein oder die schmutzige Hose, aber Wolken türmten sich auf, er fasste nach dem Kind, griff es hart am Arm, so dass sich die Augen des Kindes ängstlich weiteten, drohte ihm mit Liebesentzug, es sei verbannt, denn er wolle nun nicht mehr sein Vater sein, nichts mehr mit ihm zu tun haben, wenn es sich nicht sofort anständig benähme. Das war eine irrationale Strafe, ich musste hart schlucken, die Spucke blieb mir weg. Die Wut kochte wieder auf und ich fauchte, er könne nicht mit solchen Dingen drohen, das sei nicht nur gemein, das würde er auch nie umsetzen können, sei inkonsequent, sei – er schnitt mir den Satz ab, wenn ich ihn mal machen, ihn den Kindern mal einen Klaps geben ließe, wäre das nicht so ein Krampf mit der Erziehung, und wenn der Wein nicht auf seiner Hose wäre, würde er ihn mir jetzt ins Gesicht schütten. Der

Blitz schlug ein, ich wusste, wir würden jetzt weiter so streiten, es würde blitzen, donnern, vielleicht sogar hageln, so lange, bis ich mich wieder ducken würde vor seiner Dominanz, und weil ich das nicht wollte, bin ich aufgestanden, um nach den nicht mehr aufgedrehten, sondern nun erschreckten Kindern zu sehen, ich riss sie regelrecht mit, zog sie mit mir hinaus auf die Straße und bestellte noch im Gehen ein Taxi.

Ich drehte mich nicht um. Wenn nicht er den Autoschlüssel in der Tasche gehabt hätte, wäre ich einfach mit dem Wagen davongefahren. Ich weiß noch, wie ich mich mit zitternden Knien hinter einem Busch versteckte, vor ihm, vor den Blitzen und dem Donner; falls er hinauskäme, um uns zu suchen, würde ich nicht mit ihm sprechen wollen, er würde mir sowieso nicht mehr zuhören, das Gewitter war da, die Krise auch, den Kindern redete ich gut zu, sie sollten bei mir, sollten ruhig bleiben. Als ich im Taxi saß, stellte ich mein Handy aus. Danach brachte ich schnell die Kinder ins Bett, verschloss aber vorher alle Türen und auch Fensterläden, und als er dann draußen stand und nach mir rief, schwieg ich, bis seine Rufe so laut wurden, dass ich Angst bekam, die Nachbarn würden die Polizei verständigen. Als er das nächste Mal an die Tür schlug, stellte ich mein Handy wieder an: Er solle sich ein Hotel suchen, verschwinden, das Auto habe er ja. Das könne ich nicht machen, brüllte er, ich würde die Familie, ich würde ihn zerstören. Aber er ging.

In jener Nacht handelte ich instinktiv, aus einem Impuls heraus, ich war die Frau und die Mutter, die vor dem Gewitter davonlief, bemüht, einen Brand durch Blitzschlag zu verhindern. Damals hatte ich noch nicht begriffen, dass das Haus als Heimstätte der Kleinfamilie und der Rollenzuschreibungen die intimste Arena des Ringens um Dominanz ist und dass es das gesellschaftliche Konzept des Hauses war, vor dem ich flüchten musste.

Für diese Szene schäme ich mich, deswegen habe ich sie der Therapeutin nie erzählt, auch jetzt, indem ich sie aufschreibe, ist die Scham da. Ich schäme mich, und zwar nicht, weil ich an diesem Abend von ihm so herablassend behandelt wurde, und auch nicht, weil ich mich gewehrt, weil ich nach Hause gegangen bin, die Türen abgeschlossen und ihn ausgesperrt habe – sondern weil ich diese einen Tag später doch wieder öffnete, dafür schäme ich mich. Ich schäme mich für meine Schwäche. Die Spannung war vorbei, die Krise auch. *Honeymoon* ist die erste und letzte Phase des Zyklus häuslicher Gewalt.

Ich habe mich niemals in einen Mann verliebt, der *gewalttätig* war, sondern immer nur in Männer, die gerne stereotyp *männlich* auftraten, dabei vielleicht nicht mal starke Schultern oder harte Bizepse hatten, sondern die es mochten, mit gespreizten Beinen zu sitzen, und denen es gefiel, mich als *Frau* zu sehen. Und mir hat es vor allem gefallen, dass sie sich für mich und meinen Körper begeistern konnten, für seine ausstrahlende *Weiblichkeit*, die ich mit der entsprechenden Kleidung, mit Make-up, mit regelmäßigen Diäten zu unterstützen suchte. Gingen wir zusammen essen, bestellte ich Salat und kein Steak, ich wählte ein weibliches Getränk, einen Kir oder ein Glas Chardonnay, keinen Whiskey oder härtere Sachen. Ich suchte meine Worte mit Bedacht, ich war aufmerksam, hatte immer die passenden Utensilien für Notlagen in der Tasche, Aspirin gegen Migräne oder Kater, Feuchttücher für spuckende Kinder. Ich nahm Rücksicht und war begeistert von der Ausstrahlung dieser meiner Männer, von ihrer Kraft, ihren Worten, ihren Entscheidungen und ihrem Schwanz, wenn sie mir nahekamen. Ich wollte ihre Härte spüren, das war wichtig, diese gegenseitige Anziehung, die körperliche vor allem, sie legitimierte das *Gemeinsamsein*. Ich mochte diese *maskuline* Art, mir unvermittelt zwischen die Beine zu greifen, entschlossen, aber nicht zu fest, mir

zuzuhören, damals kam es mir noch so vor, als wäre es ein Hören, aber eigentlich war es nur ein Aufschnappen meiner Satzanfänge, damals erschien es mir noch selbstverständlich, dass ein Mann mehr zu sagen hatte als ich, mich also mitten im Satz unterbrach, indem er mir zärtlich über den Kopf strich, den Hals küsste, mir das Wort abschnitt, meine Sätze für mich weitersprach, wie das ein Mann eben mit einer Frau macht. Mitten in der Begegnung, dieser Liebe auch, lag die Suche nach gesellschaftlicher Verankerung durch meinen Körper. Während ich bemüht war, mich durch meinen Körper als Frau zu definieren, rang mein Gegenüber damit, sich ebenso körperlich als Mann zu definieren, und die Arena dieses Ringens war das Haus und *Honeymoon* nur die Pause zwischen jeder neuen Runde.

Warum schreibe ich über dieses Ringen eigentlich in der Form eines Essays, in einer Textform, in der ich mich als Autorin praktisch selbst ausziehe und mich bloßstelle? Ich schrieb schon einmal auch fiktiv über eine entsprechende Beziehung, über eine Liebe. Mit einem Mann, einem von ihnen, angefangen mit dem Vater. Ein Auszug aus dieser alten fiktiven Erzählung wurde einmal bei einem Wettlesen nominiert. Ausgewählt damals von dem einzigen weiblichen Jurymitglied. Noch heute empfinde ich Scham bei der Erinnerung an die Diskussion um meinen Text, den die Jurorin gegen die Juroren erfolglos zu verteidigen suchte. Worte wie *Frauenliteratur* fielen.

Nach dieser Besprechung kamen einige Kolleginnen zu mir, Autorinnen, hier betont weiblich, sie meinten, sie wären ja auch mal mit so einem Mann zusammen gewesen, früher, als sie jung waren. Sie hätten meine Erzählung gut *nachempfinden* können. In ihren Blicken lag Mitleid, und ich wusste nicht, ob dies der eigenen Erfahrung galt oder der schlecht gelaufenen Textbesprechung. Und hier ist also der *andere* Textkorpus, der ohne Tarnkappe, der sich nicht

hinter dem Fiktiven versteckt, der die Körper entblößt, ihr ganzes Leid und ihr Ringen mit- und gegeneinander.

Während ich dies schreibe, sitze ich im Zug, neben mir in der Sitzreihe hat ein älteres Ehepaar Platz genommen. Die Frau blickt immer wieder zu mir rüber, lächelt, während der Mann die ganze Zugfahrt, die mehr als drei Stunden dauert, in seine Zeitung starrt. Er liest seine Zeitung, während sie das Desinfektionsgel auspackt und es ihm reicht, wenig später holt sie Brote aus der Tasche und gibt sie ihm, dann auch das Wasser, er trinkt es praktisch aus ihrer Hand, den Blick immer auf die Zeitung gerichtet. Sie ist die Geberin, er der Empfänger.

Mir fällt die Kurzgeschichte *Lies deine Zeitung!* von Jean Cocteau ein. *Ich schreie, ich frage, ich rege mich auf, ich verliere den Verstand. Und mein Gegenüber? Eine Zeitung.*

Cocteau gehörte zu den Wenigen, die Françoise Gilot unterstützten, die Malerin und Autorin, die sich mit dem Text *Leben mit Picasso* emanzipierte. In einem Interview erzählte sie später, dass Picasso ihr mal eine Zigarette im Gesicht ausgedrückt hatte.

Der Mann im Zug liest weiter seine Zeitung; als seine Frau mühsam aufsteht und mit zitternden Fingern ihren Stützgürtel um die Hüfte bindet, der ihre schmerzenden Glieder zusammenhalten soll, blickt er nicht einmal auf. Später, als er sich den Rucksack aufsetzt, ist sie sofort zur Stelle. Sie zerrt für ihn von hinten an der Schnalle, hält die Tasche, damit er sich den Gurt vorne leichter umschnallen kann.

Sie *sorgt* für ihn, während er sie *ignoriert*.

»Niemand ist Frauen gegenüber überheblicher und herablassender als ein Mann in Sorge um die eigene Virilität«³¹, schreibt Simone de Beauvoir. Ich notiere mir *Sorgearbeit der Virilität*, in meinem Kopf tauchen Bilder auf, Erinnerungen, wie die an den Vater eines Klassenkameraden mei-

nes Kindes, der seine Harley direkt vor dem Eingang der Grundschule parkte, den siebenjährigen Sohn absteigen ließ, als wäre er Tom Cruise auf dem roten Teppich. Es war derselbe Junge, der meinen Sohn für seinen angeblich mädchenhaften Fahrradkorb gehänselt hatte. Auch der Vater meines Kindes hatte davon abgeraten, diesen Korb zu kaufen, sie werden ihn auslachen, hatte er gesagt, aber mein Kind fährt noch heute mit diesem Korb. Sorgearbeit der Virilität ist ein hartes Geschäft.

Vielleicht sollte ich allgemeiner und weniger persönlich schreiben, ebenso wie Simone in *Das andere Geschlecht*. Sie schreibt ja nichts über Jean-Paul, der vielleicht in Sorge um die eigene Männlichkeit war, sie schreibt einfach nur: Mann.

Geschlechterkrieg ist auch so ein allgemeines Wort, mit dem ich aufgewachsen bin. Dieser Krieg, der wie alle, oder fast alle, vor den Kindern ausgetragen wurde oder auch hinter ihrem Rücken, wenn sie schliefen, mit bemüht gedämpften Stimmen, wobei es uns kaum gelang, bei diesen Kämpfen ruhig zu bleiben, denn dabei ging es um alles, um die Betreuungszeiten, um das Haushaltsgeld, um den Feierabend, das Atmen, vielleicht sogar die Anwaltsklage. Diese Kriege in der Vorweihnachtszeit, die Kriege kurz nach den Feiertagen, die Kriege zu Ostern, zu den Geburtstagen, bei Schnupfen oder Pandemien und wenn die Kitas streikten. Diese Kriege, die nach Stolz, Reue und Hochmut rochen und auch ein wenig nach der wahnsinnigen Angst vor Verlust, sie kamen immer wieder, und gingen, und ich ignorierte völlig, dass ich mich nie an sie gewöhnen, sondern mich ihnen nur unterwerfen konnte. Einige Wochen nach der Krise im Restaurant lud er mich ins Theater ein. Ich überlegte, aber nur kurz, denn in der letzten Zeit hatte er sich doch unter Kontrolle gehabt, außerdem versprach er mir, er habe sich geändert, die Therapie tue ihm gut, er sei jetzt viel ruhiger. Ich nahm die Einladung an, weil ich

ja auch diese Hoffnung in mir trug, sie klimperte mir unter dem Herzen wie eine kleine Spieluhr, sie gehörte schon so lange zu mir. Lange bevor ich Mutter wurde, lange bevor ich ihn liebte, bevor ich überhaupt wusste, was das war, zu lieben, da war schon diese Hoffnung da, dass mich einer lieben würde, ein Mann, für immer und ewig, in guten wie in schlechten Zeiten, und wenn sie nicht gestorben sind, dann lieben sie noch heute, und so nahm ich die Einladung an und wir gingen zusammen aus. Ein letztes Mal.

Und alles fing wieder von vorne an, das Gewitter war vorbei, Anfang bei null, beinahe *tabula rasa* wenigstens, unsere Geschichte sollte neu geschrieben werden. Ich habe Bilder abgespeichert, andere wieder gelöscht, ich hatte dieses dringende Bedürfnis, alles zu sortieren, mein Leben vor allem, das Gute von dem Schlechten, ich habe die schlimmen Nachrichten gelöscht, aber die guten, die schönen, die zärtlichen, die romantischen, die erotischen stehen gelassen. Bei dieser Gelegenheit löschte ich den Brief, den ich an meine Familie geschrieben hatte, von meinem Computer. Der Sturm war vorbei, die kleine Melodie spielte wieder, er und ich, wir hatten unsere Vernunft zurückgewonnen. Er zuerst, und dann ich und ich auch nur, weil er nochmal die Kurve gekriegt hatte. Wir haben das Kriegsbeil begraben und mit so viel Erde bedeckt, wie unser kleiner Vorgarten nur hergab. Ohne ihn wären wir nicht hier angekommen, das war ja die doppelte Wahrheit: Ich wollte gehen, er hatte mich nochmal zurückgehalten. Sineetwegen wollte ich mich trennen, aber sineetwegen bin ich auch geblieben. Wenn ich nicht die Kinder mit ihm hätte, diese Familie, diesen Kern des Intimen, das Konzept des Hauses, dann hätte ich nicht all diese Anstrengungen mit ihm und für ihn gemacht. Das sagte ich mir selbst, immer und immer wieder, als wäre es ein Mantra, oder die Melodie der Serinette meines Herzens. Und jetzt schreibe ich das alles

auf, hier, in diesem Zug: Die Gewalt im Haus existiert, da das Häusliche in einer strikten Hierarchie der zugeschriebenen Rollen funktioniert. Ohne diese Rollen, ohne diese Hierarchie gäbe es keine Gewalt im Haus.

Denn mit jedem neuen Femi(ni)zid sehen wir als Gesellschaft nur die Spitze des Eisbergs, wir ignorieren dabei die »stille Gewalt«³², wie Asha Hedayati schreibt, die Gewalt, die von den herkömmlichen Strukturen begünstigt wird. Ich hätte ihn fallenlassen können, so wie er mich hatte fallenlassen, immer und immer wieder. Aber jetzt war ich doch da, er hatte mich aufgefangen, also ging ich nicht, blieb. Ich hätte noch einmal allein neu anfangen können, stattdessen ließ ich ihn mit mir neu anfangen, gab ihm noch eine Chance, noch einmal, und unser *Honeymoon* begann.

Dominanz

Meinen ersten Therapeuten erbte ich von meinem Vater. Er war sein Therapeut bis zu dessen gewaltvollem Tod gewesen und hatte, nachdem er davon erfuhr, meiner Mutter geschrieben und angeboten, gleich bei ihr und dem Nachwuchs mit der Therapie weiterzumachen. Während ich dies aufschreibe, frage ich mich, ob die Therapie oder das Therapiertwerden nicht überhaupt das Wichtigste war, was mir mein Vater hinterlassen hat. Eine Therapie, die mein Leben durchzog wie ein roter Faden, das Bedürfnis danach, die Notwendigkeit, sich helfen zu lassen, um sein Leben auf die Reihe zu bekommen.

Mein Vater, so hieß es nach seinem Tod, habe nichts außer Schulden zurückgelassen. Er hatte sich wenige Tage nach seinem vierzigsten Geburtstag mit einem Jagdgewehr das Leben genommen. Dieser gewaltsame Tod kam nicht überraschend, obwohl es sich anfühlte, als wäre in meinem jungen Leben eine Bombe eingeschlagen, hätte das Dach über unserem Haus weggerissen und einen Krater hinterlassen. Es war eine Bombe, sicherlich, doch diese kam nicht von außen. Sie war in unserem Haus gewesen, lange schon, so wie das Gewehr, das mein Vater besaß. Meine Mutter wusste davon und sie kannte die Gefahr, denn die Drohung, er könnte auch sie und die Kinder umbringen, hatte sie durchaus ernst genommen und ihn bedrängt, er solle das Gewehr aus dem Haus schaffen. Dass er es nicht verkauft hatte, entgegen seiner Behauptung, wusste sie nicht. Das Gewehr war die Bombe seiner Gewalt, die irgendwo zwischen den Wänden in unserem Zuhause tickte, bis sie in der fatalen Nacht hochging.

Über die Schulden, die mein Vater hinterlassen hatte,

wurde in unserer Familie nie weiter gesprochen. Meine Eltern kamen aus dem bürgerlichen Milieu, es gab Mittel, um diesen Mangel auszugleichen. Wenn ich den Lebenslauf meines Vaters anschau, so steht das Milieu meiner Herkunft im Gegensatz zu seinem Werdegang. Er fand niemals seinen Platz auf der Karriereleiter, hatte keinen beruflichen Erfolg, blieb Suchender, seine letzte Arbeitsstelle behielt er gerade mal ein Jahr. Danach folgten Krankenhausaufenthalte, die Diagnose: depressive Versagenszustände.

In dem Schreiben des behandelnden Psychiaters ist zu lesen, dass mein Vater aus einer erfolgreichen Arztfamilie kommt, die Familienpraxis aber bereits vom älteren Bruder okkupiert wäre, so dass eine Ausbildung zum Arzt niemals eine Option war. Tatsächlich wurde mein Vater bereits sehr jung, nach der Volksschule, von zu Hause fort auf den Hof eines kinderlosen Verwandten geschickt, um Landwirt zu lernen, in der Hoffnung, den Hof später übernehmen zu können. Doch dieses Ziel erreichte er nicht, eine Arbeitsbescheinigung, in der bestätigt wird, dass mein Vater dort als Fünfzehnjähriger und später für einige Jahre beschäftigt war, ist alles, was ihm von den Jahren harter Arbeit auf dem Hof blieb.

Natürlich reicht es nicht, Klasse und Herkunft zu betrachten, um das Werden eines Menschen zu bestimmen. Die Familienkonstellation spielt in der Entwicklung eine ebenso wichtige Rolle wie das Milieu, aus dem ein Mensch kommt. Wenn ich das Leben meines Vaters betrachte, so ist es von der Gewalt bestimmt, die ihm angetan wurde. Die Gewalt, aus der das Gefühl entstand, versagt zu haben, ohne zu wissen warum, von dem Scheitern der Suche nach einem Platz im Leben, weil ihm kein Platz vorbestimmt war und ihm die Kraft fehlte, sich selbst einen zu erobern.

Aus der Therapie meines Vaters ist mir ein Brief geblieben. Ein Brief seines Therapeuten an ihn, den ich mehr als dreißig Jahre nach seinem Tod gefunden habe. Mein